

Die Weisen vom "evangelischen Wochenblatt"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **2 (1876)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-237887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meine Behauptung, dass Schlegels Schrift äusserst mangelhaft und nicht im Stande sei, den Leser wirklich zu orientiren, will Herr E. widerlegen, — nicht etwa damit, dass er die von mir angeführten Thatsachen bestreitet, sondern indem er andere aus der Schrift produziert. Ueber die Art und Weise, wie dies geschieht, zunächst ein Wort. Herr E. greift das Töchterinstitut in Menzingen und die höhere Mädchenschule in Winterthur heraus und sagt, dort könne ein 12-jähriges Mädchen eintreten und habe dann einen dreijährigen Seminarkurs durchzumachen, während der Kurs in Winterthur sechs Jahre beanspruche. In Schlegels Schrift heisst es aber wörtlich: „Mit dem Lehrerinnen-Seminar in Menzingen ist ein Töchterpensionat verbunden, in welchem die Lehramts-Candidatinnen den vorbereitenden Unterricht empfangen; das Pensionat hat zwei Klassen, das Seminar sodann drei Kurse“. Hienach dauert also der Kurs in Menzingen fünf Jahre. Entweder lügt also Herr E. zur Ehre seines Klienten den Lesern des „Päd. Beob.“ absichtlich etwas vor, oder dann ist er nicht im Stande richtig zu lesen, trotzdem er für sich das Prädikat „fein organisirt“ in Anspruch nehmen will. Ist Letzteres der Fall, so mag er sich möglichst bald nach dem von ihm empfohlenen „Holzschlängel als Wegweiser“ umsehen; ist aber Ersteres der Fall, dann habe ich schon zu viel Worte mit dem Herrn verloren.

Im Fernern hat Herr E. vergessen zu sagen, dass nach Schlegels Schrift die Seminaristinnen in Menzingen während 5 Jahren wöchentlich 7 Stunden Deutsch, 5 Std. Französisch, 3 Std. Arithmetik haben, und dass für die Realien während 4 Jahren wöchentlich 6 Stunden verwendet werden. Die Nebenfächer, die Herr E. anführt, sind in Menzingen mit mehr Stunden bedacht, weil die wöchentliche Stundenzahl grösser ist, als in Winterthur. Schlauer Weise fordert Herr E. dann den Leser auf, eine Vergleichung mit Winterthur anzustellen, er selbst macht keine weitem wegleitenden Angaben. Seine Vergleichung ist aber ein schwieriges Geschäft; denn Herr Sch. gibt nur spärliche Notizen über die sechste Klasse der Winterthurer Mädchenschule, während er mit der Breite eines galanten Berichtstatters über den Unterricht aller Klassen des Pensionats und des Seminars in M. referirt. Ich halte dafür, es hätte auch etwas über den Unterricht in der vierten und fünften Klasse der Mädchenschule in W. gesagt werden dürfen. Ist das die vielgerühmte Objectivität, wenn man über die einzelnen Anstalten in ganz ungleicher Ausdehnung berichtet? Dieses Verfahren zeugt jedenfalls von geringem Wohlwollen gegenüber der Schule in Winterthur, und ich glaube, es sei besser und ehrlicher, sein subjectives Urtheil — insofern man ein solches hat — offen auszusprechen, als in versteckter Weise Bosheit zum Ausdruck kommen zu lassen. Entweder liegt dies vor oder dann Unfähigkeit und Oberflächlichkeit; wählen Sie, Herr E.! Bei den Angaben über Besoldung und Dienstjahre der Lehrer zweier Seminare unterlässt Herr E. kluger Weise die letztern zu nennen, und führt dadurch den mit der Schrift Schlegels nicht bekannten Leser irre.

Diese Angaben betreffen nämlich das Seminar in Küssnacht und das freiburgische im Kloster Altenryf. Letzteres hat nun in mehrfacher Beziehung eine ganz exceptionelle Stellung, weshalb ich dasselbe absichtlich gar nicht erwähnte. Hätte Herr E. die von mir angeführten Anstalten in Parallele gesetzt, so würde es ihn schwer angekommen sein, aus der „Fülle der Daten“ eine Verschiedenheit des Geistes herauszulesen oder das wahre Bild über Hilfsmittel und Leistungen zu construiren. Die Prozentzahl derjenigen Candidaten, die aus den Duckmäuser-Seminarien bei der Staatsprüfung jeweilen durchfallen, könnte vielleicht auch ein Wörtchen sagen; aber ein zarter Statistiker darf solche Zahlen natürlich nicht publiciren. Herr E. hat guten Grund gehabt, zu thun, wie er gethan: „Was er weise verschweigt, zeigt uns den Meister der — Verdrehung.“

Der Tadel, dass die Schrift *Statistik* genannt werde, lasse sich ablehnen, weil er falsch adressirt sei, — wird weiter raisonnirt. Na, nu! Ist wirklich eine solche Logik und ein solch' schwerer Autoritätsglauben bei Ihnen vorhanden, Herr E.? Ich denke, man urtheile über die Sache, unbekümmert darum, wer der Autor ist oder wer die Verantwortlichkeit übernommen hat, — sonst wäre jedem Schreiberling zu rathen, sofort einen „Götli“ zu suchen, den er in der Zeit der Noth berufen könnte. Uebrigens, an wen adressiren Sie Ihr Lob, an den eidg. Director des Innern, an Herrn Kinkelin oder an Herrn Schlegel? Erscheint der für 1873 gewünschte Bericht jetzt aus Auftrag des eidg. Departements des Innern im Buchhandel? Nur nicht Versteckens spielen, Herr E.! Nenne mir Herr E. einmal ein Naturgesetz, das sich in den Zahlen der Schlegel'schen Schrift manifestirt! Ein Naturgesetz in Zahlen ausdrücken, will und soll doch die Statistik, wie Herr E. am Schlusse seiner Berichtigung selbst sagt; soust sinkt sie zum blossen Bericht herab. Aber freilich, nach Herrn E. ist in solchen Dingen Niemand urtheilsfähig, der die Welt nicht schon mit einer Schrift unsicher gemacht hat. Ich begreife jetzt zum Theil, warum sich Herr E. zum Fürsprech des Herrn Sch. aufwirft, warum er kurzweg mich weise belehrt, mir schwebende Geschichte und nicht eine Statistik des Lehrerbildungswesens vor Augen. Ich danke dafür; auf diese Belehrung habe ich längst gewartet. — Die übrigen Zurechtstellungen des Herrn E. übergehe ich, da sie zum Theil blosses Reclame sind, die unserm Gegenstand ferne liegt, zum Theil vom Leser ohne Weiteres beurtheilt werden können.

Zum Schlusse jedoch noch ein anderes Wort. Ich habe mich oft gefragt, wie es möglich sei, dass Schundromane, Fastenrath'sche Dichterhallen und allerlei unreifes Zeug aus andern Gebieten den Weg durch unser Vaterland und darüber hinaus leicht machen. Nach und nach wird mir die Sache klar. Es scheint sich eine Brüderschaft von Literaten gebildet zu haben, die für ihre Produkte das Gefühl der Solidarität in sich tragen. Man lässt rezensiren, und ist zu Gegendienst bereit; man ruft das Wehe aus, sobald sich Jemand die Freiheit nimmt, an einem ihrer Produkte keinen Geschmack zu finden. Es wäre gut, wenn unsere Tagespresse in der Aufnahme von Rezensionen vorsichtiger zu Werke ginge; das Gute würde sich immerhin Bahn brechen, dafür aber manches Mittelmässige und Schlechte, das schriftstellerische Eitelkeit zu Tage fördert, und das nur darauf berechnet ist, durch Befriedigung einer ungesunden Neugierde oder eines blasirten Sinnes ein Geschäft zu machen, vom Schauplatz verschwinden oder sich gar nicht hervorwagen. G.

Die Weisen vom „evangelischen Wochenblatt.“

Nur ungerne verwenden wir einige Tropfen Tinte für die augenverdrehenden und zum Himmel aufseufzenden Herren, welche dem Journal der zürcherischen Orthodoxie zu Gevatter stehen.

Ein im „Pädagog. Beobachter“ vorgeführtes Exempel aus dem Leben der Diakonissenanstalt Neumünster hat die Protoktoren der letztern in der christlichen Sanftmuth gestört und zu höchst unchristlichem Gebahren „verleitet.“ — Wir begreifen es, dass unser Beispiel, — dessen Thatsächlichkeit übrigens selbst vom „evang. Wochenblatt“ nicht bestritten werden kann — sehr wenig zu den schwülstigen Phrasen über die „Segnungen“ der Anstalt passe, wie sie im letzten Jahresbericht des Hrn. Hofmeister niedergelegt sind. Dass wir dafür „rohe Pädagogen“ geschimpft werden, beweist weiter nichts, als das Unvermögen unserer Gegner, etwas Stichelhaltiges zu entgegnen. Andern Leuten Rohheit vorzuwerfen, steht übrigens dem „Wochenblatt“ sehr schlecht an, das, um nur Eines anzuführen, vor wenig Wochen einen braven Todten, den Pfarrer Michel, bei seinen Lesern mit einem feigen „man sagt“ zu verdächtigen suchte.

Unwissenheit und Fanatismus sind die weitem Attribute, mit denen wir beehrt werden. — Klingt das wiederum nicht hochkomisch aus dem Munde von Menschen, die den Streben und Resultaten der Wissenschaft, dem redlichen Suchen nach unverfälschter Wahrheit gegenüber die Ohren stopfen, die Sinne verschliessen, indem sie, süffisant und vornehm, die Wahrheit zu besitzen vorgeben.

Und wo steckt Fanatismus, wenn nicht bei diesen Extrafrommen, die im heiligsten Ernste behaupten, dass ein Angriff gegen sie, diese entarteten „Diener“ Christi, eigentlich eine Beleidigung des „Herrn“ sei? Wir versichern die Evangelischen, dass das Bild des Nazareners Jedem von uns als Ideal des wahren Menschentums gewiss so tief in die Seele gegraben ist, wie ihnen, den Gläubigsten unter den Gläubigen.

Ja, gerade weil wir das Erhabene und Grosse in Christus verehren, eckeln uns die Aftchristen an, die den gewaltigen Meister oft eher in Misskredit bringen, als dass sie seinen Ruhm zu vermehren im Stande wären.

Dass wir die Diakonissen als solche angreifen und beleidigen wollten, konnte uns nicht einfallen, wir adressirten die Vorwürfe deutlich genug an die Stifter und Lenker der Anstalt. Es ist klar, dass die betreffenden Frauen nur den Instruktionen ihrer Obern nachleben und gewiss nachleben müssen, wollen sie das Brod nicht verlieren. Eine Patientin erzählt u. A., wie ein Prediger in der Anstalt einst bei Erläuterung des Textwortes: „Seid vorsichtig wie die Tauben und klug wie die Schlangen!“ sich ganz besonders an die Wärterinnen gewandt und denselben so recht jesuitische Klugheitsmassregeln empfohlen habe, die sie anwenden müssten, um die „Kinder der Welt“ für das „Reich der Heiligen“ zu gewinnen.

Der fromme Herr im „evangelischen Wochenblatt“ glaubt, der beste Beweis für die Vortrefflichkeit ihrer Diakonissenerziehung liege in der grossen Nachfrage nach Wärterinnen evangelischen Kalibers. — Dieser Beweis hinkt nach mehr als einer Seite. So lange es überhaupt keine andern, an Disciplin, Ausdauer und Geduld gewöhnten, resp. dafür erzogenen Wärterinnen gibt, als eben solche von der genannten religiösen Färbung, — ist es lächerlich, die Diakonissen als Muster hinstellen; der Ruhm, die besten zu sein, ist sehr wohlfeil von ihnen erworben.

Uebrigens ist eine Sache noch gar nicht gut und lobenswerth, weil möglichst Viele sie gut und lobenswerth finden. — Tausende kaufen von dem berühmten Lourdes-Wasser und trinken es im festen Glauben, es reinige ihre Seele von Sünden, — und doch beruht das Ding auf dem erbärmlichsten Schwindel und Betrug von der Welt. — Tausende geben in frommer Einfalt manch gutes Stück Geld an die „äussere Mission“ ab, und sie glauben, ein edles Werk zu thun, indem sie die Missionäre unterstützen, welche behaupten, die in der Finsterniss herumtappenden Heiden in tugendhafte Christen umwandeln zu können; — und doch weiss man genugsam, (z. B. aus dem Munde nüchternen Reisender, wie Gerstäcker u. A.) dass die Grosszahl der Missionsleute sich in den heidnischen Landen oft schlimmer als die Heiden selber aufführen, und dass die schönen Berichte von dem Erfolg ihrer Arbeit meist als ordinäre Reklame taxirt werden müssen.

Wenn endlich der geistliche Herr im „Wochenblatt“ die Kinder bedauert, welche uns zur Erziehung und zum Unterricht anvertraut seien, so nehmen wir ihm diese Aeusserung nicht übel. — Sie zeigt uns nur, wie jämmerlich es um die pädagogische Befähigung dieser Sorte von Geistlichen stehen muss, die allen Unterricht mit kirchlicher Lauge getränkt haben wollen und in Folge dessen glauben, ein unkirchlicher Lehrer vergewaltige den Kindergeist auf negativem Wege gerade so, wie sie, die Pfaffen, es auf positivem thun. — Unsere Kinder möchten wir darum allerdings auch ihnen nicht einmal für eine Stunde in der Woche, geschweige denn zum täglichen Unterricht überlassen.

Wir würden diess als eine Versündigung an der wahren und lautern Kindesseele betrachten.

(Ueber das Rekrutirungssystem der Diakonissen ein ander Mal ein ernstes Wort.)

Strauss: Alter und neuer Glaube.

(Vorträge Volkmar, 4. und 11. Febr.)

Markus meinte, in seinen plastischen Sinnbildern die rechte Form für die Darstellung des Christusbildes gewählt zu haben, Aber seine Poesie ist dann äusserst prosaisch genommen und Jesus so zum Gott gemacht worden. Was Markus geistig gefasst, haben spätere Leser und Erklärer verleiblicht. Daraus ist eine schlaftrunkene Gottessohn-Verehrung, eine vollständige Abirrung vom ursprünglichen Christenthum entstanden. Wird Markus recht aufgefasst, so erscheint seine Arbeit weltgeschichtlich gross.

Ein erster Haupttheil des Evangeliums Markus schildert das Wirken in Galiläa, der zweite das Leiden in Judäa. Die üble Aufnahme des Rabbi in seinem Heimorte zeichnet treu und wahr das Massenurtheil des Volkes. „Der Nazarener im Arbeitsgewand will ein Mann Gottes sein?“ Die Juden waren nicht dazu angethan, den Geist der neuen Lehre zu erkennen und zu fassen. Ganz Paulinisch ist die Aussendung der Jünger zu Zweien zur Austreibung der Dämonen (Bekämpfung des Götterdienstes) ohne Reisemittel, nur angewiesen auf die Gastfreundschaft (unter den Heiden).

Die Speisung der Fünftausende findet Strauss am allerunerklärbarsten! Und bietet sie doch ein so naheliegendes und zutreffendes Bild für die Austheilung des geistigen Lebensbrodes an die Heidenwelt. Die Spendung erschöpft sich nicht; der Vorrath mehrt sich durch den Gebrauch. Es bleiben zwölf Körbe voll übrig zur Sättigung auch des Volkes Israel.

Markus führt den jüdischen Rabbi auf heidnischen Boden nach Phönizien. Da löst er die Tochter einer Wittwe aus der Gewalt eines Dämons. Fast alle Einzelheiten dieser bildlichen Erzählung sind aus der alttestamentlichen Geschichte des Elias genommen, dieses altgaliläischen Propheten, der gleichfalls im phönizischen Zarepta den Sohn einer Wittwe zum Leben weckte und ihr Speisevorrath unversieglich machte. Auch durch diese Vergleichung wird Jesus zum Heiland der Heidenwelt gemacht, obgleich anzunehmen ist, dass er selber niemals näher mit Heiden verkehrt, einzig nur in jüdischen Synagogen gelehrt habe.

Im Gebiet der heidnischen „Zehn Städte“ nordostwärts vom See Genesareth erscheint der Markus-Messias wieder als der Doppelgänger des Paulus, der in dieser Gegend drei Jahre lang sich aufgehalten hatte. Hier heilt Jesus eine Taubstumme, d. h. die Heiden selber lehren das Evangelium des Reiches Gottes verkünden! Hier auch findet eine zweite Speisung von viertausend Hungernden statt; sie gilt als Bild für das Liebesmahl (Abendmahl) der Gläubigen, das in immer neuer Weise segenspendend sein soll.

Die Pharisäer verlangen ein Zeichen (eine Wunderthat) von Jesus. Doch er versichert sie, dass „diesem Geschlecht“ kein solches gegeben werde. Ist das nicht die bündigste Hinweisung darauf, wie Markus seine Wundergeschichten will verstanden wissen? Nur Sinnbilder sollen sie sein für geistigen Inhalt! Darum warnt Jesus vor dem Sauertheig (der ungeniessbaren geistigen Speise) der Pharisäer. Doch die Jünger sind zu beschränkt, um diese bildliche Warnung zu fassen. Kein Wunder, dass deshalb der Meister klagt: Begreift ihr mich noch nicht? Wann weicht euer verhärteter Sinn? Ihr habet Augen und sehet nicht, und Ohren und hört nicht!